

Reportagen ohne Grenzen

Polnische Reportagenschreiber im buch|bund



Gespräch Nr.

4

Wojciech Górecki

Abchazja

[Abchasien]

Moderation: Joanna Czudec

Freitag, 31. Mai 2013, 19:00 Uhr

buch|bund, Deutsch-polnische Buchhandlung

Das Buch:

Abchasien hat sein eigenes Staatsgebiet, seine eigenen Grenzen und Bürger. Einen Präsidenten, einen Premierminister, ein Parlament und eine Armee. Die Zentrale Wahlkommission organisiert Wahlen, die Post gibt Briefmarken heraus. Der dreißig Jahre alte Helikopter der Abchasischen Fluggesellschaft fliegt Passagiere von Suchumi nach Pschu im Hochgebirge, und die Bürger werden von der Presseagentur Apsnypress, dem Fernsehen, Radio, Zeitungen und Internet auf dem Laufenden gehalten.

Der Rest der Welt – mit Ausnahme von Russland,

Nicaragua, Venezuela, Nauru, Vanuatu und Tuvalu – erkennt Abchasien nicht als eigenes Land an, sondern sieht es als einen Teil von Georgien.

Wojciech Górecki hat alles mit eigenen Augen gesehen: den Krieg, nach dem Georgien die Kontrolle über die Republik verlor, das Nachkriegschaos, die wacklige Stabilisierung des nächsten Jahrzehnts und die zweideutige Unabhängigkeit, in der Moskau diplomatische Beziehungen mit Suchumi aufnahm. Er durfte miterleben, wie der abchasische Staat sich bildete, weiterentwickelte und auf den Zusammenbruch zuing. In *Abchasien*, dem dritten Band aus seiner Kaukasus-Trilogie, schildert Górecki seine Erfahrungen aus zwei Jahrzehnten.

Der Autor:

Wojciech Górecki, geboren 1970, ist Russland-Experte am Warschauer Zentrum für Oststudien, Schriftsteller und Journalist (u.a. für die Zeitungen "Gazeta Wyborcza", "Życie Warszawy", "Rzeczpospolita", "Więź", "Res Publica Nowa" und "Tygodnik Powszechny". Darüber hinaus ist er Redaktionsmitglied bei der Kulturzeitschrift „Tygiel Kultury" und fester Mitarbeiter bei der Zeitschrift "Nowa Europa Wschodnia" sowie Co-Autor des Dokumentarfilms *Boskość Stalina w świetle najnowszych badań* [Stalins Göttlichkeit im Lichte der neuesten Forschungen] (TVP 1998).

(Quelle: www.czarne.com.pl; Wojciech Górecki)

Wojciech Górecki

Abchazja

[Abchasien]

Czarne-Verlag, Wołowiec 2013

www.czarne.com.pl

Textauszüge
Aus dem Polnischen von Lisa Palmes

Der Kaukasus fasziniert: Auf kleinstem Raum gibt es viel von allem. Dutzende Völker, Sprachen, Kulturen und – neben dem Judentum, dem Christentum in einigen Riten, dem sunnitischen und schiitischen Islam und dem Buddhismus der Kalmücken – unzählige andere Kulte. In diesen Mikrokosmos kann man sich jahrelang vertiefen, und das ganze Leben reicht nicht aus, um ihn vollständig zu ergründen.

Ähnlich ungezähmt ist die Landschaft. Die Gebirge mit ihren ewig schneebedeckten Fünftausendern werden von zwei warmen Meeren umflossen, Palmen- und Bambushaine gehen nach ein paar Hundert Kilometern in Steppen und wüstenähnliche Gebiete über. Allein in Aserbaidschan kommen neun der elf Klimatypen vor, die es auf der ganzen Erdkugel gibt (nach der Klassifikation von Wladimir Köppen).

Weil so wenig Platz ist (und ein großer Teil der Fläche zudem von den hohen Bergen eingenommen wird), waren die Beziehungen zwischen den Völkern, Sippen, Dörfern und sogar einzelnen Menschen hier immer dicht, intensiv, voller Spannung – heiß oder eiskalt, freundschaftlich oder feindlich und hasserfüllt. Es ist eine Welt der Extreme, der leidenschaftlichen Emotionen, des hohen C, eine Welt ohne Zwischentöne und gemäßigte Temperaturen. Eine Welt des Hasses, des Streits, der Konflikte und Kriege, aber auch der Großmütigkeit und Weitherzigkeit. Des Todesmutes, der Verwegenheit und eines veraltet anmutenden Ehrgefühls

und Stolzes. Und schließlich – der Mythen, die eine Weltanschauung ersetzen, der Träume, die für wirklich erachtet werden und der Geschichte, die die Gegenwart dominiert.

Um dieser Naturgewalten Herr zu werden, erdachte der Kaukasus das Gewohnheitsrecht. Die Blutrache ist vergleichbar mit einer Atombombe: Abschrecken soll nicht die Waffe selbst, sondern die Drohung, sie einzusetzen. Der Missetäter weiß, dass seine Tat gerächt werden wird. Selbst wenn es ihm gelingen sollte, zu fliehen, wird die Strafe seine Kinder, Enkel oder Urenkel ereilen, ist es vorbei mit dem ruhigen Schlaf seiner Geschwister, Cousins und der weiteren Familie. Bevor er etwas Unwiderrufliches tut, überlegt er es sich zehn Mal. Das Adat, das Gewohnheitsrecht, sieht die Erlassung von Sünden und die Versöhnung vor – aber der Geschädigte muss dem zustimmen. Die Mediation übernehmen die Ältesten. Die Ältestenräte entstanden, um die jungen Hitzköpfe etwas abzukühlen.

Wenn die Diplomatie versagte, griffen die Kaukasier zur Waffe, und schlagen konnten sie sich ausgezeichnet. Sowohl untereinander – wenn es auch nie totale, auf die völlige Vernichtung des Gegners ausgerichtete Kriege waren – als auch mit Fremden. Eindringlinge wagten sich ohne Unterlass hierher vor und unterwarfen das Flachland und die Hügel, doch kaum jemand besaß den Mut, die höchsten Berge zu erklimmen. Die Aule, die wie Adlernester an den Felsen klebenden Bergdörfer, waren bis ins 19. Jahrhundert hinein – und manchmal sogar bis zur

Ankunft Stalins – unabhängig. Sie kannten weder Besatzung noch Untertänigkeit oder Leibeigenschaft. Bis Russland den Kaukasus endgültig unterwarf (als Datum der Eroberung wird vom 21. März 1864 ausgegangen), widersetzten sich ihm die Bergvölker ein halbes Jahrhundert lang und zettelten auch danach noch Aufstände an. In Dagestan, Tschetschenien und Inguschetien besetzten die russischen Streitkräfte Festungstädte, Straßen und Gebirgspässe – aber die Aule unter ihre Kontrolle zu bringen versuchten sie nicht einmal.

Die Sowjetunion erinnerte an ein Haus mit einem eingebauten Zeitminen-System. Das totalitäre Regime hielt zwar alles in Schach; als es jedoch schwächer zu werden begann, wurde die Ladung aktiv. Erschütterungen, Detonationen und Explosionen begleiteten den Abriss des Hauses. Im Kaukasus erwies sich die Unterteilung in Verwaltungseinheiten als Zündstoff. Die inneren Grenzen, die jetzt häufig zu Staatsgrenzen wurden, schnitten einige Nationen mittendurch, trennten andere von ihren historischen Provinzen ab und fassten wieder andere mit deren Erzfeind in ein und derselben Republik zusammen. Der Schöpfer dieser Unterteilung war Stalin, der selbst Kaukasier war und wusste, wie man die Bergvölker gegeneinander aufbrachte, um sie leichter regierbar zu machen.

Abchasien ist der Schlüssel zur Region. Erstens ist es die natürliche Verbindung zwischen dem zu Russland gehörenden Nordkaukasus und dem Südkaukasus, der aus Georgien, Aserbaidschan und Armenien besteht. Man

könnte sagen, dass es politisch und geographisch zum Südkaukasus gehört, sprachlich und ethnisch aber mehr mit dem Nordkaukasus gemein hat. Zweitens überlebte hier die Stammesdemokratie: Alle paar Jahre bis Jahrzehnte kommen die Abchasier zusammen, um über die für sie wichtigsten Angelegenheiten zu entscheiden. Drittens ist der alte Volksglaube noch gut erhalten, sowohl der vorchristliche als auch der vorislamische. Und viertens zeigte der Krieg, der dort nach dem Zerfall der UdSSR ausbrach, wie die Machtverhältnisse in der Region aussehen, was der Kreml beabsichtigt und was die kaukasischen Völker wollen (darum wurde auch Suchumi zum Hauptsitz der Konferenz der Völker des Kaukasus gewählt). Ich bin nach Abchasien gereist, um den wahren Kaukasus zu spüren. Und dann musste ich den ganzen Kaukasus bereisen, um Abchasien besser zu verstehen. [...]

(S. 48-50)

~~

November 1993

Guten Tag“ heißt *mschybsja*, „danke“ – *itabup*. Das abchasische ABC.

ABC wie Abchasien. Das einzige Land, dessen Name wie das Alphabet beginnt – jedenfalls auf Polnisch und in einigen anderen Sprachen. (Auf Abchasisch heißt es *Apsny* – Land mit Seele). Lässt sich daraus etwas schließen?

Hier muss man anfangen, wenn man den Kaukasus von Grund auf kennenlernen will, riet Ossip Mandelstam. *Hier beginnt jedes Wort mit „a“.*

In sowjetischen Zeiten wurden oft neue abchasische Wörter gebildet, indem man ein „a“ vor Ausdrücke aus dem Russischen setzte. So entstand die *abank*, der *akosmos*, das *atieliefon*. Die Abchasier spotteten: Ein Bauer aus einem verschlafenen Kaff kommt nach Suchumi, sieht ein feines Restaurant. „Was ist denn das?“, fragt er sich. „A...“, dann fällt es ihm plötzlich wieder ein, „riestoran!“

Der klapprige, überladene Autobus setzt sich in Bewegung. Abchasien hat soeben einen Krieg gewonnen – aber diese Menschen hier wirken nicht wie Sieger. Ein Geruch nach Tabak, Moder, Mandarinen geht von ihnen aus. Wahrscheinlich sind sie seit einer Woche unterwegs. Den Hinweg legten sie eingepfercht zwischen ihren Mandarinen zurück, ein-zwei Tage standen sie an der Grenze, die zwei-drei nächsten verkauften sie unter mörderischer Konkurrenz ihre Ware. Sie halten Bündel mit Essen, Medizin, billigem Kinderspielzeug an sich gedrückt. In Abchasien, sagen sie, gibt es fast nichts.

Hinter der beschlagenen Scheibe ziehen mal Berge, mal das Meer vorbei, die Straße hebt und senkt sich. Wir fahren in subtropisches Klima, hier wachsen Palmen, Eukalyptusbäume, Rhododendronsträucher, Zypressen und Pinien, süßlich-feuchter Pflanzengeruch dringt zu uns herein.

Von der russischen Grenze bis nach Suchumi zieht sich die abchasische Riviera.

Das Paradies am Schwarzen Meer.

In der UdSSR gab es keine begehrtere Urlaubsgegend.

Sotschi, das lettische Jūrmala und die Seebäder der Krim konnten nicht an sie heranreichen. Die Zuweisung von Gagra, Pizunda oder Nowy Afon als Ferienort war eine Ehre und weckte Neid. Alle sowjetischen Führer von Stalin bis Gorbatschow hatten hier ihre Villen.

In Abchasien erzählt man sich die Legende: Als Gott das Land an die Völker verteilte, kamen die Abchasier als einzige nicht. Sie erschienen erst am nächsten Tag.

„Verzeih uns, Herr, aber wir haben Besuch bekommen. Wir konnten unsere Gäste schließlich nicht alleinlassen. Es heißt doch 'Gast im Haus, Gott im Haus!'“

Alles war schon verteilt, aber Gott war gerührt und entschied:

„Es gibt noch ein kleines Fleckchen, das schönste von allen. Ich wollte es für mich bewahren, aber nun sollt ihr es haben.“

Dieselbe Legende erzählen sich die Georgier. Über Georgien. (S. 19-20)

~~

In Gudauta, auf dem kleinen Platz vor dem vorübergehenden Sitz der abchasischen Regierung, macht sich eine herrenlose Kuh an einer Palme zu schaffen. Sie reckt den Kopf, nimmt ein Blatt ins Maul, reißt es ab. Es ist eine niedriggewachsene Palme – eine andere wäre für die Kuh nicht zu erreichen.

Für Hunde sind die Palmen nichts. Auf einer Müllhalde liegt der Kadaver eines verhungerten Welpen.

Spuren des Krieges sind kaum zu sehen. Gudauta löst

sich von selbst auf und zerfällt; Grund sind die Machtlosigkeit der Regierung und die Erschöpfung der Einwohner, deren Kraft kaum reicht, ihre eigenen Häuser wieder herzurichten. Der Untergang der Sowjetunion ist hier augenfällig, greifbar, entströmt den zerstörten Haltestellen und abgesunkenen Gehsteigplatten, dem rostigen Skelett eines nie fertiggestellten Gebäudes, einer verlassenen Fabrik. In Straßen und Häusern frisst sich die Fäule; der Sitz der abchasischen Regierung, ein zweistöckiges Eckhaus mit Türmchen, ist vom Schwamm befallen.

Es regnet ohne Unterlass.

Es ist eine separatistische – man könnte sogar sagen: rechtswidrige – Regierung, aber sie kontrolliert die Republik. Die legale Regierung flüchtete mit der abziehenden Armee nach Tiflis und regiert im Exil. Die Mehrheit der georgischen Bevölkerung musste ebenfalls fliehen.

Der Krieg brach im August 1992 aus. Damals ließ das seit einigen Monaten unabhängige, aber krisengeschüttelte und durch innere Konflikte und verschiedenste auseinanderstrebende Bewegungen innerlich zerrissene Georgien sein Heer in Abchasien einmarschieren. Vorwand war der Schutz der Bahnlinie, die durch Abchasien führt und Georgien und Armenien mit Russland und Europa verbindet. In Wirklichkeit ging es darum, den Abchasiern, die Tiflis mit der Drohung einer Sezession erpresst hatten, einen Stoß zu versetzen. Die Abchasier werteten das als Angriff.

Nun könnte man fragen, was so unrechtmäßig daran sein soll, Soldaten in die eigene Provinz zu entsenden. Allerdings geschah dies in einem rechtsfreien Raum. Abchasien war eine autonome Republik – aber im Rahmen der Georgischen Sozialistischen Sowjetrepublik, die es bereits nicht mehr gab. Abchasiens Status im unabhängigen Georgien verlangte neue Verhandlungen, Vereinbarungen, Verträge, entsprechende Klauseln in neuen Verfassungen. Dafür brauchte es Zeit.

Nach dem Ende der Sowjetunion herrschten in Eurasien Chaos und Verunsicherung. Tschetschenien und Tatarstan (autonome Republiken in Russland) wollten die Unabhängigkeit. Bergkarabach (ein autonomes Gebiet in Aserbaidschan) wollte den Zusammenschluss mit Armenien. Transnistrien forderte die Ablösung von Moldawien. In Georgien waren die nationalen Minderheiten außergewöhnlich zahlreich und lebten in geschlossenen Zentren. Jede wollte etwas für sich herauschlagen. Bei Erfüllung dieser Forderungen drohte der Staat zu zerfallen. Bei Nichterfüllung drohten Unruhen, Aufstände, Rebellion.

Eine geschickte politische Führung hätte vielleicht Feuer und Wasser vereinen oder wenigstens die Spannungen etwas abfedern können, aber Tiflis verhielt sich wie ein Elefant im Porzellanladen.

Einen Krieg wollte sicherlich niemand, doch die Situation geriet außer Kontrolle.

Im Laufe weniger Tage nahmen die georgischen Streitkräfte Ostabchasien und Suchumi ein und drangen bis zum Fluss Gumista vor. Zur gleichen Zeit setzten sie

Landungstruppen ab und brachten den Westen der Republik (von der russischen Grenze bis zum Fluss Bsy) unter ihre Kontrolle. Die Regierung der Autonomie, die zum größten Teil aus Georgiern bestand und Tiflis gegenüber loyal war, blieb in Suchumi, doch die wirkliche Macht gehörte bereits dem Höchsten Rat, also dem örtlichen Parlament. Dort waren die ethnischen Abchasier (dank einer sie bevorzugenden Wahlordnung) in der Überzahl. Ihr Führer Wladyslaw Ardsinba zog sich mit seinen Mitarbeitern nach Gudauta zurück, das auf halbem Weg zwischen der Mündung des Bsy und der Mündung der Gumista liegt. Er gründete eine Alternativregierung und stellte eine Armee auf. Der erste Erfolg kam nach wenigen Wochen: Die abchasischen Streitkräfte vertrieben die Georgier aus dem Westteil der Republik und erlangten die Kontrolle über den Grenzübergang nach Russland.

Das darauffolgende Jahr hindurch stand die Front an der Gumista. In dieser Zeit kam es zu mehreren Treffen zwischen den Separatisten und den Georgiern und Russen. Auf einem dieser Treffen wurde ein Waffenstillstand unterzeichnet, der aber nicht lange anhielt. Gebrochen wurde er von abchasischer Seite. In den letzten Septembertagen 1993 starteten die Abchasier eine Offensive, eroberten Suchumi, Otschamtschira und Gali und drangen bis zur administrativen Grenze mit Georgien vor. (S. 20-22)

~~

Vor dem Zerfall der Sowjetunion zählte Abchasien 525.000 Einwohner. Abchasier gab es etwas mehr als 90.000. Fast 18 Prozent. Armenier und Russen jeweils 75.000 (von ersteren etwas mehr). Am zahlreichsten waren die Georgier mit 240.000 Einwohnern vertreten, über 45 Prozent der Gesamtbevölkerung. Einzig in Gudauta und Umgebung, in der abchasischen Urheimat, dort, wo sich seit Jahrhunderten die Männer aus dem ganzen Land zu Versammlungen treffen und beratschlagen, welchen Weg das Volk gehen soll, hatten die Abchasier die absolute Mehrheit. Nicht schlecht stand es auch in Otschamtschira. Aber in Gali an der administrativen Grenze zu Georgien lebten fast nur Georgier (hauptsächlich Mingrelier, eine georgische ethnische Gruppe, die für einen Teil der Forscher früher als eigenes Volk galten).

Warum sollen 18 Prozent über die Geschicke der ganzen Republik entscheiden? - fragten sie.

Die Abchasier entgegneten, das sei ihr Land. Die Georgier hätten Kartlien, Kachetien, Imeretien, Mingrelien und Dutzende anderer Provinzen. Sie dagegen hätten nur Abchasien.

Und sie seien erst vor Kurzem zu einer Minderheit geworden. Im zwanzigsten Jahrhundert. Wegen Stalin und Beria. Denn davor habe es kaum Georgier in Abchasien gegeben – außer den Mingreliern im Osten.

Und die abchasische Staatlichkeit sei bereits zweieinhalbttausend Jahre alt.

Das schrieb Professor Juri Woronow, Historiker, Archäologe und Mitglied der separatistischen Regierung;

die Broschüre auf Russisch und Englisch liegt im Pressebüro aus. Er rechnete die Kolonien mit ein, die im sechsten Jahrhundert vor unserer Zeit von Griechen aus Milet gegründet wurden: Dioskuria (das an der Stelle des heutigen Suchumi lag) und Genos (das heutige Otschamtschira). Neben Fasis (dem heutigen Poti) waren dies die am weitesten östlich gelegenen Ausläufer der griechischen Zivilisation.

Die ewige kaukasische Krankheit: Jeder muss der Älteste, Kühnste, Gastfreundlichste sein. Und der am ungerechtesten Behandelte.

Hundert auserwählte Völker. Auf ein paar Hunderttausend Quadratkilometern. Wer dem nicht zustimmt, ist ein Feind. Wer zweifelt, den haben sie gekauft. Und wer zu genau nachfragt, ist herzlos. Gegen Ende des Krieges erhielt ein UNO-Diplomat einen Anruf von einem georgischen Minister.

„Ihr müsst uns retten“, hörte er und dachte sich, jetzt käme ein Vortrag über das Bollwerk Europas und des Christentums, über die große Königin Tamar und über Russland, das die Abchasier unterstütze, weil es wieder ein Imperium aufbauen wolle. Er befasste sich seit einiger Zeit mit Georgien und hatte so etwas schon mehrfach gehört. Unterdessen hielt der Minister inne, als suche er nach dem besten Argument, und platzte dann heraus: „Ihr müsst uns retten, denn wir sind etwas ganz Besonderes!“

~~

Die Abchasier stammen aus Abchasien. Sie sind ein kaukasisches Volk, wie die Georgier (in der Gegend leben außerdem Turk- und indoeuropäische Völker). Ihre engsten Verwandten sind die Bewohner des russischen nordwestlichen Kaukasus: Adygejer, Tscherkessen und Kabardiner.

Abchasien hat einen Meerzugang, was es im Altertum offen für europäische Einflüsse machte. Nach dem Fall der griechischen Kolonien befand es sich im Wirkungsbereich von Rom, dann von Byzanz (Suchumi hieß damals Sebastopolis). Gleichzeitig versuchten Perser und Araber, es zu erobern.

Im sechsten Jahrhundert nahmen die protoabchasischen Stämme den christlichen Glauben an. Im siebten Jahrhundert gelangte die lokale Dynastie der Leoniden an die Macht, im achten lösten sich die Leoniden von Byzanz und gründeten ein eigenes Kaiserreich, das außer Abchasien auch das westliche Georgien umfasste. An der Wende vom zehnten zum elften Jahrhundert fiel der Thron an die georgischen Bagratiden (der letzte Leonide hatte keine männlichen Nachkommen) und das Abchasische Kaiserreich gehörte von da an für fast fünfhundert Jahre zum vereinigten Georgien. Im Staat der Leoniden herrschten die georgische Sprache und Kultur vor, besonders ab dem Jahr 806, in dem Leon II. die Hauptstadt nach Kutaisi verlegte.

Die georgischen Historiker sind deshalb der Ansicht, dass das Kaiserreich im Grunde ein georgisches gewesen sei, einer von mehreren georgischen Staaten, die im frühen

Mittelalter existierten. Die abchasischen Historiker wiederum führen Beweise an, denen zufolge die Leoniden eingeborene Abchasier gewesen sein sollen; die Sprache tue nichts zur Sache. Noch zweihundert Jahre lang bezeichneten die Bagratidenkönige sich als „Herrscher über die Abchasier, Kartlier (also Georgier) und Armenier“ (eine andere Linie der Dynastie regierte in Armenien). Ab dem fünfzehnten Jahrhundert begann Georgien in einzelne Landesteile zu zerfallen. Abchasien (damals bereits das Fürstentum Abchasien) war in dieser Zeit mal Teil des georgischen Königreichs Imeretien, mal vollkommen unabhängig, dann wieder dem Osmanischen Reich untergeordnet (die Türken brachten den Islam mit, der sich aber nicht verbreitete. Suchumi nannten sie Suchum Kale - „Festung aus Wasser und Sand“). Dort herrschte das alteingesessene Geschlecht der Tschatschba (Scherwaschidze).

Anfang des 19. Jahrhunderts befanden sich die meisten der historischen Gebiete Georgiens – außer Adscharien und Ostlasistan, aber inklusive Abchasien – in russischer Hand. Sie wurden in zwei Gouvernements eingeteilt: Tiflis und Kutaisi. Abchasien behielt seinen Status als Fürstentum. Die Tschatschba herrschten jetzt mit Bewilligung Petersburgs.

In seinem Buch *Abchazskaja tragedija* [Die abchasische Tragödie] schrieb Witali Scharia: *In der jahrhundertelangen Geschichte der abchasisch-georgischen Beziehungen kam alles vor: der gemeinsame Kampf gegen fremde Eindringlinge, zum Beispiel gegen*

das bereits erwähnte arabische Heer, Gebietsstreitigkeiten, Kriege. [...] Eine qualitativ neue Situation entstand in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, und in ebendiesem Zeitraum [...] liegen die Wurzeln des derzeitigen Konflikts. (S. 23-25)

~~

Mai 1994

Erst hatte Alla noch gedacht, es sei alles nur eine Frage der Zeit. In einem Monat, zwei Monaten, höchstens einem halben Jahr würden sie zurückgehen, denn wie könnte es anders sein, sie hatten schließlich niemandem etwas getan. Schließlich war das ihre Wohnung, ihr Haus, ihr Land. Schließlich hatten sie Papiere. Ihr Mann, der schwermütige und schweigsame Wachtang, stimmte mechanisch zu: Ja, ja, alles würde sich schnell aufklären, ja, spätestens in einem halben Jahr. Doch seine Augen verrieten, dass es schon zu ihm vorgedrungen war: Sie würden nie nach Abchasien zurückkehren. Vielleicht hatte er es auch schon von Anfang an gewusst.

Bevor alles begann und es in Suchumi noch Strom gab, hatten sie mit wachsendem Erstaunen die Nachrichten verfolgt. Auf dem Fernsehbildschirm waren das weit entfernte Tadschikistan, das um einiges näher liegende Bergkarabach und das ganz nahe Südossetien erschienen. Außer den unbekanntem Politikern mit schwer auszusprechenden Namen, den Kundgebungsrednern in ausgeleierten Pullovern und den bärtigen Kämpfern mit

Kalaschnikows hatte sich auch überall das gleiche Bild wiederholt: ein schlammiger Weg, ein langer Zug von Zivilisten, Packen und Bündel, weinende Kinder, manchmal ein Leiterwagen, eine Ziege am Strick, ein Hund bei Fuß. Alla hatte sich dann unbehaglich gefühlt: So etwas zu Ende des zwanzigsten Jahrhunderts! Und das hier, nicht irgendwo in Afrika.

„Flüchtling', hatte sie zu ihrem Mann gesagt, „das ist so ein seltsames Wort. Irgendwie altmodisch.“

„Stimmt, ein seltsames Wort“, hatte Wachtang ihr beige pflichtet.

Sie hatten sich am Strand kennengelernt. Sie, eine Russin aus Stawropol, war in Suchumi im Urlaub gewesen. Er, ein Georgier, genauer gesagt ein Mingrelier aus Sugdidi, lebte seit einiger Zeit dort. Er war zum Arbeiten hergekommen. Sie hatten geheiratet, die Kinder waren geboren worden. Alla hatte die Sprache gelernt, und wenn sie ihre Familie besuchte, lachte ihre Schwester und meinte, Alla spreche Russisch mit georgischem Akzent (Abchasisch konnte sie nicht, nur ein paar Worte, Sprichwörter. Aber sie mochte beide Völker. Sie hatte ihrer Schwester erzählt, in Abchasien seien alle herzlich und offen. Ganz anders als in Russland.)

Zehn Jahre lang hatten sie auf engstem Raum zur Miete gewohnt. Als sie eine Wohnung im achten Stock eines Hochhauses im neuen Stadtbezirk Nowi Rajon bekamen, konnten sie ihr Glück kaum fassen. Sie hatten einen Blick aufs Meer und drei Zimmer, eigentlich vier, denn der zwölf Quadratmeter große Flur konnte auch als

Zimmer gelten. Die Kinder fuhren darin Rollschuh. Lange war sie sicher, dass das Schlimmste ihnen erspart bleiben, an ihnen vorbeigehen würde.

Als Gamsachurdia verkündete, von nun an sollten alle Georgisch sprechen, hatte sie sogar gedacht: Vielleicht hat er recht? Schade nur, dass er den Menschen keine Zeit ließ, alles jetzt und gleich wollte. Unabhängigkeit? Wer störte sich schon an der Unabhängigkeit! Deswegen würden sie sich schließlich nicht umbringen. Im Nowi Rajon war das Leben weitergegangen wie bisher, auch wenn mehr als zuvor über Politik diskutiert wurde. Einer sagte, er stimme mit Gamsachurdia überein, ein anderer widersprach, aber die Nachbarn luden sich weiterhin gegenseitig zu Hochzeiten und Beerdigungen ein, die Kinder spielten zusammen. Als es in Suchumi zu Unruhen kam, hatte in ihrer Wohnsiedlung keiner auf den anderen geschossen. Wer schoss in der Stadt? Da waren die Meinungen auseinandergegangen; mal hatte es geheißt, es seien aus dem Gefängnis entlassene georgische Banditen, dann wieder, irgendwelche Kämpfer. Die abchasische Nachbarin hatte behauptet, Schewardnadses Leute kämpften gegen Gamsachurdias Leute, und dieser Kampf verlagere sich gerade nach Abchasien.

Alla hatte ihren Mann einmal gefragt: „Hör mal, warum kann es eigentlich nicht zwei Staaten geben? Die Abchasier sind ein anderes Volk. Georgien hat sich von Russland getrennt, aber selbst lässt es Abchasien nicht los...“

Wachtang, der gewöhnlich einer Meinung mit seiner

Frau war, hatte sie angefahren: „Und Südossetien, Adscharien, Niederkartlien, Dschawachetien!? Willst du, dass uns nur Tiflis bleibt?“

Bei Beschuss hatten sie sich in den Keller zurückgezogen. Wenige Kilometer weiter, am Fluss Gumista, kämpften die Georgier gegen die Abchasier, während sich im Nowi Rajon Abchasier, Georgier und Russen gemeinsam vor dem Krieg versteckten und das letzte Brot miteinander teilten.

Als die Kämpfe ausbrachen, hatte Wachtang Frau und Kinder nach Sugdidi geschickt, wo sie einige Wochen blieben. Später war es auch in Sugdidi unsicher geworden, außerdem war der Herbst heraufgezogen und die warmen Sachen in Suchumi geblieben. Und die Schule sollte anfangen. So waren sie wieder alle zusammen gewesen.

Von Schule jedoch konnte keine Rede sein. Einige Lehrer waren nicht aus dem Urlaub zurückgekehrt – der Krieg hatte Mitte August begonnen. Die übrigen hatten andere Sorgen, als sich um fremde Kinder zu kümmern. Sie mussten ihre eigenen durchbringen. Das Essen war im Oktober knapp geworden. Die Läden und Lager waren schon geplündert, das Gemüse aus den Vorgärten fast aufgegessen. Alla und Wachtang hatten noch einmal gründlich den Keller durchsucht und zwei Packungen Nudeln, ein Päckchen Salz und etwas Mehl gefunden. Sie wollten nicht weg. Wie kann man einfach so sein Heim zurücklassen? Sie hatten entschieden, dass Alla die Kinder erst einmal nach Stawropol mitnehmen und Wachtang im Haus bleiben sollte. Vor Neujahr wollten sie sich

wiedertreffen. Sicher würde sich bis Neujahr alles regeln, alle würden zurückkehren und die Schule wieder anfangen.

Der Kutter nach Sotschi fuhr angeblich alle paar Tage – wenn er nicht gerade zur Reparatur war und der Kapitän Treibstoff und alle Genehmigungen organisiert hatte. Sollten sie einfach zum Hafen fahren und warten? Die Anlegestelle befand sich im Stadtzentrum, der Bezirk Nowi Rajon aber in der nördlichen Peripherie, in der Nähe der Gumista und der Front. Sie hätten sich durch die ganze Stadt kämpfen und zum Schluss noch die hundert Meter freie Fläche zwischen der letzten Häuserreihe und dem verbunkerten Pier überwinden müssen. Dort lauerte ein georgischer Scharfschütze auf verirrte Fußgänger.

„Ein Nachbar hat uns Bescheid gegeben“, erinnerte sich Alla anderthalb Jahre später. „Er hat uns gesagt, dass der Kutter da ist und wir aufbrechen sollen. Aber wie sind wir zum Hafen gekommen?“

„Mit dem Auto“, half ihr Wachtang weiter.

„Ach ja, mit dem Auto. Jemand hat uns gefahren. Wie konnte ich das vergessen?“

Sie erinnerte sich auch nicht an das fürchterliche Gedränge auf dem Pier – ein paar Leute waren ins Wasser gefallen – und die dreimalige Kontrolle, bevor sie an Bord gingen: durch georgische Gardisten, durch die Polizei und durch russische Soldaten.

„Ich habe nichts bezahlt“, sprach sie weiter. „Das waren humanitäre Fahrten. Die Flüchtenden hatten kein Geld. Uns waren siebenhundert Rubel geblieben.“

„Siebenhundertzwanzig.“

„Ja, siebenhundertzwanzig. Du hast die zwanzig behalten, ich den Rest.“

Sie hatte den Eindruck gehabt, als sei ganz Suchumi mit ihr auf der Flucht: Abchasier flohen vor Georgiern, Georgier vor dem Hunger, Russen vor einem Krieg, der nicht der ihre war. Trotz strengen Verbots hatten sich zwischen den Frauen, Kindern und alten Menschen auch einige Männer an Bord geschmuggelt, und ein Geschäftsmann schaffte seinen nagelneuen Toyota Hilux in Sicherheit (ab dem Moment, in dem sie allein mit den Kindern weitergereist war, erinnerte Alla sich an jede Einzelheit).

Sie waren Richtung Südwesten gefahren. Erst, als die Küste nicht mehr zu sehen war, hatte der Steuermann den Kurs korrigiert. Nördlich von Suchumi saßen die Abchasier, die manchmal auf Kutter feuerten.

Mitten in der Nacht war sie von Telefonläuten geweckt worden. Wachtang! Wie durch ein Wunder hatte die Verbindung sich herstellen lassen. Die Georgier bombardierten die abchasischen Stellungen in den Bergen, und in den Hochhäusern im Nowi Rajon wackelten die Wände und Risse zeigten sich in den Decken.

„Wenn ich nicht verschüttet werde, komme ich hier noch vor Hunger um oder jemand schneidet mir die Kehle durch. Oder sie zwingen mich in die Armee. Ich sehe euch sicher nie wieder“, hatte er weinend gesagt.

Am nächsten Tag hatte Alla die Kinder zu den

Großeltern gebracht und sich wieder auf den Weg gemacht, um ihren Mann zu holen. Es war wie eine Reise in die Vergangenheit: erst Stawropol (die warme und helle Wohnung, in der sich der Krieg so leicht vergessen ließ), dann der Bus, die Vorhölle Sotschi, der Kutter (und auf ihm Hare-Krishna-Anhänger mit humanitärer Hilfe), das unruhige Meer. Schließlich Suchumi – der verbunkerte Pier, Achtung, Scharfschütze!, eine Kanonade. Ihr Haus.

In der Nacht hatte die Erde heftig gebebt und am frühen Morgen hatte es einen Stoß gegeben, als hebe und senke sich plötzlich die ganze Stadt. Über Nischnaja Eschera, wo sich ein ehemals sowjetisches und nun von den Russen bewachtes seismologisches Labor befand, in dem angeblich biologische Waffen gelagert wurden, wuchs ein schwarzer Pilz in die Höhe. „Sie räuchern uns aus wie die Kakerlaken“, war es Alla durch den Kopf geschossen. Doch obwohl es zuerst so ausgesehen hatte, als komme der Pilz direkt auf sie zu, war er in Richtung Meer getrieben.

Dann der Trolleybus, der erschienen war wie ein Geist – er war seit Monaten nicht mehr gefahren – die Küste, der Hafen. Und Regen. Eine Wand aus Regen. Auf dem Pier gähnende Leere, Gardisten, Polizisten und Soldaten hatten sich irgendwohin zurückgezogen, die Passagiere hätte man an einer Hand abzählen können. Wachtang hatte so getan, als helfe er seiner Frau an Bord, und sich dann im Maschinenraum versteckt. Der Polizist, der den Kutter vor der Abfahrt überprüfte, war zu faul, um dort nachzusehen, und so waren sie ohne Schmiergeld davongekommen.

Als sie Lichter an Land sahen, hatten sie gewusst, dass

Sotschi erreicht war. An der abchasischen Küste gab es keinen Strom.

Kurz nach dem Krieg war Alla noch einmal nach Suchumi gefahren. Sie hatte aus den Angeln gerissene Türen und eine geplünderte Wohnung vorgefunden. Zum Schlafen war sie zu den Nachbarn aus dem sechsten Stock gegangen. Deren Wohnung war zwar auch geplündert worden, aber sie hatten sie schon wieder etwas herrichten können.

Zum Abendessen hatte es Nudeln und hausgemachten Rotwein gegeben. Und Weißbrot! Der Gastgeber, Waleri Tscholaria, arbeitete als Journalist im Stadtzentrum und hatte seine Mittel und Wege. („Weißbrot am Schwarzen Meer ist besser als Schwarzbrot am Weißen Meer“, hatten sie vor dem Krieg immer gescherzt.)

Morgens waren sie auf den Balkon gegangen. Alla hatte immer gern zugesehen, wie das Schwarze Meer sich beim Sonnenaufgang tiefblau färbte und dann leuchtend azurblau, und wie im Norden die dunkelblauen Berge aus dem Nichts auftauchten – aber in diesem Moment hatte sie keine Schönheit darin erkennen können. In der ganzen Umgebung hatte es keinen einzigen Baum mehr gegeben! Verschwunden waren die Eukalyptusbäume, die noch zu Stalins Zeiten gesetzt worden waren, verschwunden der Mandarinen Garten, zu Feuerholz verarbeitet alle Palmen (jemand hatte einmal erzählt, dass Palmholz am besten brannte und die meiste Wärme abgab). Abchasien, nein, ganz Georgien hatte Alla an einen verwundeten Vogel erinnert, der zu Boden gestürzt war und dem die Kraft zum

Weiterfliegen fehlte.

Ins Stadtzentrum war sie nicht mehr gefahren, zu sehr fürchtete sie den Anblick der Ruinen; lieber wollte sie das frühere Suchumi in Erinnerung behalten. Sie hatte die auf dem Boden verstreuten Fotos eingesammelt, das eingepackt, was die Diebe zurückgelassen hatten, und die Nachbarn gebeten, sie zu einer Fahrgelegenheit zu bringen.

In der ausgenommenen Wohnung war der Toilettentisch zurückgeblieben, und auf ihm ein paar Kosmetikartikel. Sie hatte sie nicht mitgenommen. Wozu brauchte sie auf der Flucht Kosmetik? Der Gedanke, sich als Flüchtling zu schminken oder die Fingernägel zu lackieren, erschien ihr unangebracht.

Als sie das nächste Mal kam, sollten die Kosmetika immer noch genauso dort liegen. [...]

~~

Sie wollen wirklich zurückkommen?“, vergewissert sich die Nachbarin. „Wachtang und Alla? Wieso denn das?“

Ich war lange herumgeirrt, bis ich die in Stawropol notierte Adresse gefunden hatte. Der Nowi Rajon war eine durcheinandergewürfelte Ansammlung von Hochhäusern, ohne Straßennetz und logische Hausnummerierung. Die Hochhäuser gingen direkt bis ans Meer und standen schief, die Bauplatten wölbten sich hervor wie Beulen, die Antennen auf den Dächern erinnerten an Gestrüpp. Zwei einsame Zypressen ragten mitten auf dem zerstörten

Spielplatz auf; sie sahen aus wie Eindringlinge.

Aus der Stadt hergefahren hatte mich ein schlanker, graumeliertes Mann, der zu Kriegszeiten eine Kompanie befehligt hatte. Nun versuchte er, sein Geld als Taxifahrer zu verdienen. – „Wir haben die Georgier rausgeschmissen, damit es besser würde, und was ist jetzt?“, brach es aus ihm heraus, als ich fragte, wie er zurechtkomme. „Elend, Arbeitslosigkeit, Banditentum. Russland blockiert uns und selbst machen wir uns auch das Leben schwer. Nicht für so ein Abchasien habe ich gekämpft!“

Er erzählte mir eine Geschichte: Die Soldaten einer russischen Grenztruppeneinheit in Suchumi hatten das Verbot bekommen, die Kaserne zu verlassen – die Führung fürchtete sich vor Anschlägen. Sofort stellten sich ältere Frauen vor der Kaserne auf und boten Zigaretten, Schokoladenriegel, Coca-Cola an.

In ihren Plastiktüten hatten sie Hochprozentigeres.

Die Artikel waren teurer als auf dem Basar, aber die Soldaten hatten keine Wahl. Sie kauften, was das Zeug hielt. Bald tauchten Gangster auf und verlangten Schutzgeld von den Frauen. Eine weigerte sich – und wurde an Ort und Stelle erschossen. Die Hauptbeschäftigung der Gangs waren Plünderungen. Die geschrumpfte Miliz konnte nichts gegen sie ausrichten. Der größte Teil der abchasischen Milizionäre, die während des Krieges den Georgiern in die Hände gefallen waren, war umgekommen; die georgischen waren ebenfalls umgekommen oder geflohen. Für die Gangster spielte die Nationalität keine Rolle. In Suchumi hatte jeder eine Waffe

und nach Einbruch der Dunkelheit waren mal hier, mal da Schüsse zu hören.

Der Mann blickte auf meine Tasche: „Stell die lieber nicht so offen zur Schau“, warnte er. Ich sagte, es seien nur ein schmutziges T-Shirt und Bücher darin. Er zuckte die Schultern: „Hier kann man auch für ein T-Shirt ermordet werden.“

Am Rand des Nowi Rajon setzte er mich ab. Weiterfahren wollte er nicht, da er den Weg nicht kannte.

Der Wohnblock unter der Adresse Ulica Argun 15a sah weder besser noch schlechter aus als die anderen. Die Vorderwand war feuergeschwärzt und von Kugeln durchsiebt, die Balkone im zweiten Stock wurden gerade noch von Resten des Geländers gehalten. Zwischen dem dritten und vierten Stock hatte ein Geschoss einen Teil der Wand und des Treppenhauses herausgerissen wie ein Stück Fleisch. Das Loch erinnerte an eine Augenhöhle oder eine Zahnlücke. In der Mitte stand eine zusammengestückelte, wacklige Leiter, die mit einem Kind oder einem größeren Gepäckstück unmöglich zu bewältigen war.

Der Nowi Rajon lag auf dem Weg zum Stadtzentrum und hatte den ersten Angriff der zurückschlagenden Abchasier zu spüren bekommen. Die Plünderer waren sofort nach Ende des Sturms aufgetaucht, noch vor den zurückkehrenden Bewohnern. Die Mutigsten hatten sich angeblich schon während des Beschusses in die Blocks geschlichen und unter Einsatz ihres Lebens Wohnungen

ausgeraubt.

Allas und Wachtangs Wohnung (Nummer 52) war fest verschlossen, kein Laut drang heraus. Den Eingang schützte eine massive, blechbeschlagene Tür. Bei Waleri Tscholaras Wohnung (Nummer 48) öffnete ebenfalls niemand.

„Aber wollen sie denn nach Suchumi, also nach Abchasien, zurück, oder nach Georgien?“, fragt die Frau nach. Sie hatte gehört, wie ich bei den Nachbarn klopfte, und sich erst durch die Tür erkundigt, wer ich sei, bevor sie zu mir ins Treppenhaus kam. Auf die Tür daneben hat jemand mit Kreide geschrieben: „Hier wohnte und wohnt Familie Iwanowow“.

„Wachtang war in Ordnung“, fährt sie fort, ohne meine Antwort abzuwarten. „Nicht wie dieser Georgier aus dem Erdgeschoss, der sofort, als er hier einzog, auf die Berge zeigte und zu mir sagte, dass wir aus diesen Bergen kämen und sie uns erst eine Kultur gegeben hätten. Wie geht es Alla denn in Stawropol?“

Wachtang tat ihr leid, weil er ein guter Mensch war – und er tat ihr auch wieder nicht leid, weil er Georgier war. In ihrem Treppenaufgang hatten vor dem Krieg außer Wachtang und dem anderen Georgier noch acht georgische Familien gewohnt. Unter den weiteren acht Familien waren fünf abchasische, zwei russische und eine armenische Familie gewesen. In der gesamten Stadt war der Prozentsatz der Abchasier nur halb so hoch und sank stetig weiter.

Für viele abchasische Georgier war Abchasien genauso

Georgien wie Mingrelien, Imeretien und Kachetien. Die Abchasier betrachteten sie manchmal als örtliches Kuriosum – so wie die georgischen Muslime aus Adscharien oder die halb heidnischen Chewsuren.

Für viele Abchasier waren die Georgier Kolonisten, Okkupanten, Angreifer.

Und dennoch waren sie zusammengewachsen, hatten sich aneinander gewöhnt. Sie lebten seit jeher zusammen – wenn auch meist nicht miteinander, sondern nebeneinander. Der abchasisch-georgische Krieg war auch ein Bürgerkrieg, der zwei auf demselben Grund und Boden lebende Nationen trennte. In einem solchen Krieg mischt sich die Freude über den Sieg mit der Trauer um den Verlust des Nachbarn, des Bekannten aus demselben Haus, des Arbeitskollegen. Der Sieger wird immer auch ein bisschen der Verlierer sein. Der Exodus der Georgier war wie eine Art Amputation – indem die Abchasier sie verloren, verloren sie auch ein Stück von sich selbst. Natürlich würden sie nie zugeben, nicht einmal vor sich selbst, dass sie an Phantomschmerzen leiden.

„Besser, sie kommen nicht zurück“, sagt die Nachbarin. „Wir kennen Wachtang, aber um die Ecke kennen sie ihn nicht und könnten ihn zusammenschlagen oder erschießen.“

Sie bittet mich, Wachtang und Alla von ihr zu umarmen und ihnen auszurichten, dass ihre Wohnung ein anständiger Mensch übernommen habe. Ein Held Abchasiens. [...]

(S. 55-62)

~~

Januar 1995

Ein Gespräch mit Zurab Smyr, dem stellvertretenden Außenminister (34 Jahre alt, Absolvent eines Studiums der Automatik und Berechnungstechniken in Tiflis, eines Studiums der Internationalen Wirtschaftsbeziehungen und eines Doktoratsstudiums in Außenhandel in Moskau sowie einiger Kurse im Bereich Diplomatie, Politik und Wirtschaft in Den Haag. Im abchasischen Außenministerium arbeitet er seit dessen Einrichtung am 5. Juli 1993).

Smyr begeistert sich für Demographie. Er sagt, die sowjetischen Volkszählungen seien gefälscht gewesen: „In Abchasien wurde die Rubrik 'Nationalität' mit Bleistift ausgefüllt. Später in Tiflis wurden aus denen, die georgisch klingende Namen hatten, Georgier gemacht. In der Zählung von 1989 wurde die Anzahl der Georgier um fünfzig- bis sechzigtausend vermehrt, und die der Abchasier um mindestens dreißigtausend verringert.“

Smyr zufolge leben jetzt in Abchasien vierhunderttausend Menschen, von denen hundertfünfzigtausend Abchasier seien, achtzigtausend Slawen (in der Mehrzahl Russen, außerdem ein paar Tausend Ukrainer und fünfhundert Polen), und sechsundsiebzigtausend Armenier. Georgier und Mingrelier gebe es insgesamt fünfundsiebzigtausend: fünfzehntausend seien nie ausgewandert, die übrigen nach dem Krieg zurückgekehrt. Dann seien da noch die Griechen (acht- bis zehntausend), Juden, Türken, Esten und Angehörigen der nordkaukasischen Völker. Smyr schätzt, dass sich immer noch um die hundertfünfzigtausend

abchasische Georgier im Exil befinden.

Es ärgert ihn, dass die Bewohner Abchasiens nicht normal reisen dürfen. Schließlich bereisten die Bürger Taiwans und Nordzyperns und sogar Staatenlose unbehelligt die ganze Welt! – „Wenn Russland uns schluckt oder wir wieder ein Teil von Georgien werden, bin ich der Erste, der auswandert“, sagt er.

Das nächste Treffen – mit Stanislaw Lakoba, dem Vizepräsidenten des Parlaments. Lakoba ist Professor für Geschichte und der Autor grundlegender Arbeiten über Abchasien. Er arbeitete mit Juri Woronow zusammen. Trotz des Altersunterschiedes – er war zwölf Jahre jünger – freunden sie sich an. Woronow heiratete eine Cousine Lakobas.

„Ich weiß nicht, wer hinter dem Anschlag stand“, sagt Lakoba. „Vielleicht die Georgier, vielleicht der russische Geheimdienst? Es gab viele, die Woronow nicht leiden konnten, auch in Russland. Er war zu klug, zu unabhängig.“

Ich beginne alle meine Gespräche mit der Politik. Meine Doktorarbeit handelt von der Gegenwart, die Zeitungen wollen aktuelle Texte. Mehr jedoch interessiert mich das Abchasiertum (wie auch das Georgiertum, das Armeniertum, das Aserbajdschanertum und das Kaukasiertum allgemein). Der schwer zu fassende Geist einer Nation. Wenn die aktuellen Themen ausgeschöpft sind, frage ich meine Gesprächspartner nach ihren Vorfahren: Woher kommen ihre Eltern? Was haben die Großeltern gemacht? Wer waren die Urgroßeltern? Im

Kaukasus sind das natürliche Fragen, die auf der Hand liegen. Die Antworten verraten die Denkensart, das Wertesystem. Die Mentalität.

Lakoba nicht danach zu fragen wäre unverzeihlich gewesen. Politiker ist er zwangsläufig geworden, wie Woronow und Ardsinba. Wie so viele in diesen irren Zeiten. Aber die Wissenschaft hat er nicht aufgegeben – er schreibt, publiziert, lehrt.

Und er ist ein Verwandter von Nestor Lakoba, dem legendären kommunistischen Führer Abchasiens aus den zwanziger und dreißiger Jahren. Ich frage ihn, wie die Abchasier ohne gemeinsame Religion überdauern konnten. Denn die Georgier verbündeten sich rund um einen Patriarchen, die Armenier um einen Katholikos, und die Tschetschenen und Dagestaner wurden im Krieg gegen das zaristische Russland von Imam Schamil angeführt. Er antwortet, obwohl achtzig Prozent der Abchasier sich zum Christentum und zwanzig Prozent zum Islam bekennen, seien die ganzen hundert Prozent Anhänger des traditionellen Heidentums.

Ein wenig weiß ich über diese Religion. Ihre Kathedralen sind sieben *Swiatilischtsche*, heilige Orte, die einfach „Heiligtum“ genannt werden. Der wichtigste heißt Dydrypsch-Nycha. Haus des Donners. Er befindet sich in der Wildnis, nicht weit von Atschandara. Seit Generationen kümmert sich das Bauerngeschlecht der Tschitschba um ihn. Im Unterschied zu den Hausheiligtümern, die sich mit Kapellen vergleichen lassen, werden die Großen Sieben von allen Abchasiern verehrt. Aber es gibt auch noch

mittelgroße, lokale, nur in einem bestimmten Landkreis oder sogar in einem bestimmten Dorf von einem Kult umgebene Swiatilischtsche. Manche sind berühmt dafür, dass eine große Kraft von ihnen ausgehe.

„An solche Orte sollte man nur gehen, wenn es notwendig ist“, sagt Lakoba. „Und auch dann nur mit einem Priester. Nie allein. Die Swiatilischtsche sind wie Bermudadreiecke. Dort herrscht eine andere Physik. Ich erzähl dir was.“

Ich war einundzwanzig, vielleicht zweiundzwanzig Jahre alt, Student und fasziniert von Mythologie und Archäologie. In den Ferien machte ich mich auf zu einer Bergkette am Bsyk. Dort befindet sich ein Ort, an dem die Abchasier dem bösen Berggeist Ehre erwiesen, und diesen Ort wollte ich sehen. Unterwegs machte ich bei Hirten halt, entfernten Verwandten von mir. Ich dachte, sie würden mir den Weg zeigen, aber sie weigerten sich. Sie hatten Angst um mich. Und der Swiatilischtsche war etwas so Heiliges für sie, dass es in ihren Augen ein Sakrileg gewesen wäre, ihn im Gespräch zu erwähnen – ganz zu schweigen davon, mit dem Finger auf ihn zu zeigen. Ich musste ihn also auf eigene Faust suchen. Einen Monat lang stieg ich jeden Morgen auf den Berg Napra und kehrte jedes Mal erfolglos zurück. Wären da nicht die Arbeiten des russischen Botanikers Nikolai Albow gewesen, der den Ort gegen Ende des 19. Jahrhunderts beschrieben hatte, hätte ich geglaubt, es gäbe ihn nicht und hätte ihn nie gegeben.

Schließlich gelang es mir. Auf der Höhe von 2300 Metern – ich hätte schwören können, dass ich dort schon

gewesen war – stieß ich auf eine *Azanguara*, ein steinern umzäuntes Viehgehege. Den örtlichen Mythen zufolge waren diese Gehege ein Werk der Zwerge, die in Abchasien lebten, bevor die Menschen dorthin kamen. Die Zwerge lebten in Häusern aus Farnblättern, versteckten sich in dem Schatten, den der Bart einer Ziege warf, und züchteten Vieh.

Ich kannte Abchasier, die fest daran glaubten. In ihren Dörfern waren sie vernünftige Leute, aber wenn sie in die Berge gingen, verwandelten sie sich in Hinterwäldler und redeten ein besonderes Abchasisch, 'Waldabchasisch', bei dem die Reihenfolge der Wörter umgestellt wurde, damit die Geister der Umgebung sie nicht verstanden.

Die *Azanguara* war von einer dicken Schicht Weihgaben bedeckt: Münzen, Perlen, Kreuzen und kleinen, mit Bildern von Sonne, Mond und Sternen verzierten Hörnerspitzen. Sie sahen persisch aus, stammten vielleicht aus dem 11. bis 15. Jahrhundert. Ich steckte ungefähr hundert davon in meinen Rucksack. Zwar wusste ich, dass man an solchen Orten nichts berühren sollte, aber die Archäologie ist eine Art Krankheit. Es juckt einen immer in den Fingern, irgendetwas mitzunehmen.

Als ich herunterkam, wussten die Hirten es schon. „Du hast ihn gefunden“, stellten sie zur Begrüßung fest. Es hatte plötzlich gehagelt (als ich im Swiatilischtsche gewesen war, war für einen Moment das Wetter umgeschlagen) und ein alter Mann aus einem nahen Dorf, er hieß Maadan Barcyc, hatte ihnen gesagt: 'Stanislaw hat den Ort gefunden.'

Zurück in Suchumi wurde ich sehr krank und niemand konnte sagen, was mir fehlte. Meine Werte waren alle gut, aber ich konnte weder Hand noch Fuß bewegen. Eines Tages kamen Jura Woronow und unser Freund Wowa Lewintas mich besuchen. Ich erzählte ihnen von der Azanguara.

Sie wollten sie unbedingt auch sehen, und als es mir etwas besser ging, machten wir uns zu dritt auf den Weg. Ich nahm die Hörnerspitzen mit und legte sie still und heimlich – denn ich hatte Angst, sie würden mich auslachen – an ihren Ort zurück. Auf dem Weg nach unten meinte Jura, diese Swiatilischtsche seien dummes Zeug und Aberglauben, wer hätte so etwas schon gehört, und das im 20. Jahrhundert. Im selben Augenblick – und wir gingen alle nebeneinander – warf eine unbekannte Kraft ihn in die Höhe und schleuderte ihn zu Boden. Er war ganz zerschunden und seine nagelneue amerikanische Jeans – das Objekt unserer Begierde – hing in Fetzen an ihm herunter.

Danach war ich wieder gesund.“ [...] (S. 98-101)

~~

Lawriks Mutter hat uns königlich bewirtet. Es gab Mamalyga mit Erbsen, Käse, eine pikante Sauce zum Eintunken des Brotes, viel Wein und Tschatscha.

Zu viel. Jetzt kann ich nicht schlafen.

Der Mond beleuchtet das Gehöft – den Holzschuppen, die *Apazcha* – das aus Weidenzweigen geflochtene Haus –

und die Grabhügel der Vorfahren. Lawriks Vater ist fünfundfünfzig geworden, auf dem Grabbild trägt er Uniform. Die Cousins haben auch kein hohes Alter erreicht. Richtig, Lawrik erwähnte etwas von einem Familienfluch. Aber mehr ließ er sich nicht entlocken. Nur, dass es für die Abchasier schlimmer als der Tod selbst sei, wenn ein Verstorbener nicht beerdigt werde. Deshalb gaben sie den Georgiern im Krieg auch für eine Leiche bis zu zehn Kriegsgefangene zurück.

Das schwarze Bullenkalb hat warme Hörner. Überhaupt ist es warm, obwohl das hier die Berge sind und eine Nacht mitten im Dezember. Drei Kühe schlafen bei der Hecke. Ein Büffelschädel, auf einen Pfahl gespießt, beobachtet die Umgebung. Wie durch ein Wunder quietscht die Pforte nicht. Die Oberflächenstruktur des Weges ist deutlicher sichtbar als am Tag. Bei der Mühle geht ein schmaler Pfad ab und führt bergauf. Hinter den letzten Gehöften ist eine Lichtung, auf ihr ein umgestürzter Baum. Dort kann man sich setzen.

Ich habe mir die von Lakoba herausgegebene *Istorija Abchazii* [Geschichte Abchasiens] mitgenommen. Auf solche Ideen kommt man nur in angetrunkenem Zustand. Im Mondlicht lese ich, dass die Kinder hier von Geburt an mit schönen Gegenständen umgeben werden, auch in Bauernfamilien (in Abchasien stehen die Ahnenreihen der Bauern denen der Fürsten in nichts nach). Ich markiere mir die Stelle und gehe zum Haus zurück. (S. 103)

~~

September 2009

Der Schauspieler Lawrik Achba beschreibt einen Kreis in der Luft:

„Auf der einen Seite ist das Meer, auf der zweiten die Berge, auf der dritten die Georgier und auf der vierten die Russen. Wohin, zum Teufel, sollen wir denn?“

Der Kriegshafen, dem Lawrik immer noch vorsteht, ist jetzt Teil des Grenzschutzsystems geworden, das der russische Inlandsgeheimdienst geschaffen hat. Lawrik gefällt das nicht. Er sagt, wenn sie ihm auf die Zehen treten, schlägt er zurück. Geht in den Untergrund. Stellt eine Partisanentruppe auf.

Er würde schießen. Ich weiß, dass er keinen Scherz macht.

Wir schweigen. Was gäbe es auch noch groß zu reden. Es tut gut, zu schweigen, ohne Worte mit den Gläsern anzustoßen. Und auf die Matschara zu starren, die von Jassotschki herüberfließt. Lawrik hat ein Restaurant am Fluss ausgesucht, eigentlich über dem Fluss: Statt eines Gastraums gibt es hölzerne, auf Pfählen befestigte Plattformen, zwischen diesen Plattformen sind Stege, die Gäste an den anderen Tischen sieht man aber kaum, denn das Laub der Bäume auf beiden Seiten des Flusses verflucht sich und verdeckt die ganze Konstruktion, während das Rauschen des Wassers es unmöglich macht, anderen Gesprächen zu lauschen (der Kellner wird mit einem Klingelknopf gerufen). Die kaukasischen Restaurants bestehen oft in einer Reihe einzelner, geschlossener Gasträume, aber so eine Erfindung sehe ich zum ersten

Mal; der, der sich das ausgedacht hat, muss einiges an Phantasie gehabt haben.

Dieses Mal fahre ich nicht nach Gudauta, Pizunda, Lychnow, Duripschu, Atschandara, Eschera, Pschu oder Tchina, aber solange es Lawrik, Kieso und noch ein, zwei weitere Personen gibt, komme ich schließlich wieder her. Und sei es nur, um Wodka zu trinken. Auf das Wasser zu schauen. Zu schweigen.

Es wird sich schließlich immer ein Vorwand finden lassen, herzukommen, auch unabhängig davon, wie sehr mir Georgien ans Herz gewachsen ist und was in Abchasien vor sich geht.

„Es gibt da ein abchasisches Sprichwort...“, setzt Lawrik an, winkt dann aber gleich wieder ab. Wir lachen. Er hat schon ein paarmal versucht, mir hiesige Sprichwörter zu erläutern, aber wenn er dann den ganzen Kontext und alle Wortspiele erklärt hatte, stellte sich heraus, dass währenddessen jeglicher Sinn verlorengegangen war.

Ich erfahre nicht, was er denkt. Ich kann kein Abchasisch und werde es auch nicht mehr lernen.

Hier stoße ich an meine Grenze. (S. 163-164)

~~~~

Übersetzungsanfragen:

Lisa Palmes

palmes@lisapalmes.de

Lizenzanfragen:

Magda Dębowska

debowska@polishrights.com

---

## Die Veranstalter

Die deutsch-polnische Buchhandlung buch|bund in Berlin wurde im November 2011 eröffnet und ist bald zu einem der wichtigsten Treffpunkte der Berliner deutsch-polnischen Szene geworden. In ihren Regalen findet sich eine sorgsam zusammengestellte Auswahl aktueller polnischer Literatur nebst der jeweiligen deutschen Übersetzung. Zum Rahmenprogramm zählen Polnischkurse, ein Buchclub, ein Literatur-Diskussionskurs. Ähnlich ausgesucht und zugleich breit gefächert ist das kulturelle Programm. Zahlreiche Autorengespräche und Lesungen fanden hier bereits statt.

**M**arcin **P**iekoszewski studierte Anglistik in Krakau. Er ist Übersetzer aus dem Englischen und ins Englische. Er hat als journalistischer Mitarbeiter für verschiedene Zeitungen in Polen gearbeitet. 2011 gründete er die deutsch-polnische Buchhandlung buch|bund in Berlin.

**L**isa **P**almes studierte Polonistik und Germanistische Linguistik in Berlin und Warschau. In den Jahren 2004-2006 gründete und leitete sie eine Versandbuchhandlung polnischer Bücher. Seit 2008 ist sie hauptberuflich als Literarische Übersetzerin für Polnisch tätig, wobei sie sich besonders für die Gattung der Reportage einsetzt.



Gespräch mit Wojciech Górecki  
Moderation: Joanna Czudec  
Freitag, 31. März 2013, 19:00 Uhr  
Buchbund, Deutsch-polnische Buchhandlung  
Sanderstraße 8, 12047 Berlin  
www.buchbund.de  
Tel: (030) 61671220  
www.lisapalmes.de  
Tel: (030) 45090229

Die Veranstaltungsreihe wird organisiert von

**dialog**   
*Netzwerk junger Ideen e.V.*



Lisa Palmes  
Polonistin. Übersetzerin für Polnisch

**buch|bund**  
Deutsch | Polnische Buchhandlung

Mit freundlicher Unterstützung von



FUNDACJA WSPÓŁPRACY  
POLSKO-NIEMIECKIEJ  
STIFTUNG  
FÜR DEUTSCH-POLNISCHE  
ZUSAMMENARBEIT

DIESE VERANSTALTUNG  
WURDE GEFÖRDERT  
VOM POLNISCHEN  
BUCHINSTITUT

BOOK INSTITUTE



©POLAND



POLNISCHES  
INSTITUT  
BERLIN